

Hans Werners

Wandel des Priesterbildes – Wandel der Anforderung

Bis zum Zweiten Weltkrieg war das priesterliche Selbstverständnis nach Werners von der sakramentalen Weihe und vom unauslöschlichen Charakter bestimmt, und es befähigte in erster Linie zum sakramentalen Tun. Dieses Verständnis wurde durch die Kriegserfahrungen vieler Priester in Frage gestellt; es blieb aber bis zum 2. Vatikanischen Konzil vorherrschend. Dessen Neuorientierung führte zwar zu einem pluralistischen Bild von Amt; aber in der weiteren Entwicklung festigte sich doch ein Priesterbild, das Überforderungen bedingt: Einerseits kommt dem Priester als Leiter der Gemeinde eine Totalkompetenz zu; andererseits soll der Priester im Sinn einer diakonalen Pastoral „allen alles werden“, was zu einer weiteren Anhäufung der Aufgaben führt. Werners schließt mit einigen Überlegungen, wie der Überforderung begegnet werden kann. red

Von uns Priestern der alten Generation, die wir auf vielerlei Tätigkeiten zurückblicken, hat wohl mancher erfahren, wie relativ sich als unabdingbar erklärte pastorale Konzepte erwiesen. Wir haben es daher auch verspürt, ohne es vielleicht richtig zu reflektieren, wie beim Wandel von Kirche und Gesellschaft das Bild des Seelsorgers (und das war für uns doch identisch mit dem des Priesters) nicht geahnte Veränderungen mit durchmachte. Und damit veränderte sich auch die Erfahrung von Beanspruchung und Überforderung. Einige dieser Erfahrungen, die für mich wichtig wurden, möchte ich hier entfallen.

1. Der Priester – der geweihte „Mann der Kirche“

In der Zeit unseres Weges zum Priestertum, also in der Zeit des Studiums in den 30er Jahren, war die Stellung des Priesters fest geprägt. Er galt als der Mann der Kirche, fest eingefügt in das hierarchische Amtsverständnis, deutlich von den übrigen Gläubigen abgehoben. Die sakramentale Weihe mit der Betonung des unauslöschlichen Charak-

ters war bestimmend für das Selbstverständnis und befähigte in erster Linie zum sakramentalen Tun. Diese Orientierung wurde sehr gefördert durch die Tatsache, daß viele gesellschaftliche Tätigkeiten für die Seelsorge ausfielen, weil sie im Dritten Reich der Kirche genommen wurden, wie etwa Verbandstätigkeit, Aktivität im sozialen Bereich, Verantwortung für die Schule und Jugendarbeit. Wir sprachen davon, daß es eine providentielle Fügung sei, daß uns solche Aufgaben verwehrt wurden, denn so wurden wir ganz frei für das „Eigentliche“: die Spendung und Verwaltung der Sakramente und den Vollzug und die Feier der Liturgie. Bei der Einübung in die priesterliche Spiritualität spielte die Gestalt des Pfarrers von Ars eine große Rolle, dessen Leben von Gebet, Eucharistie und Beicht hören geprägt wurde. In der pastoralen Ausbildung lag der Schwerpunkt auf Belehrung über die Sakramente und ihre richtige Verwaltung ohne besonderen Bezug auf die damalige gesellschaftliche Situation. Es wurde z. B. ein großer Wert auf die Ausbildung zum verantwortlichen Beichtvater gelegt. Das geschah u. a. in einer sehr detaillierten Einweisung in die Kasuistik (dabei war das für uns heute gänzlich unverständliche Buch von P. Jone die Grundlage), die uns befähigen sollte, Gläubigen Hilfe zu geben, ihre Sünden wirksam und gültig zu beichten und ihnen richtige Ermahnungen zu vermitteln. Dabei wurde der Fähigkeit zum Gespräch und zum Eingehen auf die Situation des einzelnen Gläubigen in seiner konkreten Lebenswelt wenig Beachtung geschenkt.

Diese sakramentale Prägung haben wir trotz mancher Kritik und einigem Widerspruch angenommen, und ich glaube auch internalisiert. Dabei haben wir wohl gespürt, wie hier von innen her eine Überforderung vorlag: Als Verwalter und Spender des Heiligen müßte man selber „heilig“ sein; das Leben müßte sich abheben von der Lebenswelt der übrigen Gläubigen. Das äußerte sich u. a. durch ein Eingehen auf den Stil in einem Pfarrhaus und die priesterliche Confraternität. Bestimmte Verhaltensweisen im Umgang mit Laien, besonders mit Frauen, wurden uns nahegelegt; die klerikale Kleidung wurde betont. Diese Orientierung entlastete

uns, selber nach der Identifikation mit unserem Beruf zu fragen und die Schwerpunkte der pastoralen Tätigkeit zu suchen.

Und nun mußten wir erleben, daß diese Weise des priesterlichen Verständnisses schwer durch die Ereignisse in Frage gestellt wurde. Viele von uns sind bis zu 10 Jahren im Krieg und/oder in der Gefangenschaft gewesen. Da blieb von der sakramentalen Tätigkeit wenig übrig, falls einer nicht Kriegspfarrer wurde. Die Umgebung war völlig anders als jene, auf die hin wir erzogen waren. Da galt man nicht als jemand, der durch die sakramentale Weihe von den übrigen abgehoben war. Unsere Tätigkeit und Stellung sahen so aus, wie sie allen Soldaten auferlegt waren: eine ganz profane Tätigkeit. Nicht der Stand und die Berufung wurden honoriert, sondern hier galt jeder nur, was er als Mensch war. Diese Feststellung wurde später bei der Umfrage zur Würzburger Synode, wenn auch unter ganz anderen Voraussetzungen, in etwa bestätigt. Auf die Frage, was die Gläubigen von einem Priester in erster Linie erwarteten, antwortete die überwältigende Mehrheit: Er muß menschlich sein. Das mußte sich damals bewähren in schwerer Notsituation und gemeinsamer Gefahr durch eine selbstverständliche Hilfsbereitschaft und die Fähigkeit, die Lebensbedingungen zu teilen und einzutreten für die anderen. Es ging um Solidarität, und bei aller uns umgebenden Härte, ja nicht selten Brutalität, um echte Humanität. Gewiß erwartete man nicht selten auch unser Glaubenszeugnis in der Gestalt von Hoffnung in schwerer Leidenssituation und Aussichtslosigkeit (vgl. dazu 1 Petr 3,15). In solcher angenommenen Schicksalsgemeinschaft konnte dann auch immer wieder sakramentales Tun möglich werden. Und das geschah nicht in einem ausgesparten Raum, sondern inmitten von Leben und Leiden. In der sowjetischen Gefangenschaft wurde mir ein wunderbar erhaltenes Neues Testament eine ungeahnte Kraft und schenkte die Erfahrung, wie einer mit diesem Wort inmitten einer harten, ja z. T. unmenschlichen Welt leben kann. Dieser Bezug von Sakrament und Wort der Bibel zum Leben und zur außergewöhnlichen gesellschaftlichen Situation wurde für manche von uns durch alle Wandlungen hindurch bestimmend.

2. Nach Kriegserfahrung wieder Züge einer Restauration

Nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Systems, in einer Zeit, da die Kirche sich rühmte, nicht diesem unmenschlichen System sich unterworfen zu haben, wuchs die Tendenz, möglichst vieles von früher wieder herzustellen. Manche Einsichten über die Haltung des Christen inmitten einer säkularisierten, religionsfeindlichen Welt zeigten keine nachhaltige Wirkung mehr. Züge einer Restauration, wie sie sich auch im gesellschaftlichen Raum bekundeten, hatten vergleichbare Formen im kirchlichen Leben. Das bezog sich auch auf die Deutung des priesterlichen Dienstes. Es war u. a. bezeichnend, wie bei der Beschreibung der Stellung und Tätigkeit des Priesters, etwa bei Exerzitien, bei Jubiläen und bei Primizfeiern, immer wieder die Texte des Hebräerbriefes herangezogen wurden, der geprägt wird von der Theologie des Hohenpriestertums. Dieser erscheint als der Mittler zwischen Gott und den Menschen, er ist, wie der Name „Pontifex“ zeigt, ein „Brückenbauer“, besonders dargestellt im Opfer der Eucharistie. Der Hohepriester Christus nimmt den Priester der Kirche in die Teilnahme seines Amtes. Dabei übersah man vielfach, daß im Hebräerbrief das Wort „Hohepriester“ nur für den alttestamentlichen Priester und für Christus als dem Erfüller allen Priestertums, aber nicht für das kirchliche Amt verwandt wird. Dabei nimmt es nicht wunder, daß die Sorge der Kirchenleitung entschieden darauf gerichtet war, genügend priesterlichen Nachwuchs zu gewinnen. Schon früh sollten junge Menschen, nach Möglichkeit durch Konvikterziehung, auf die sakramentale Berufung durch Aussonderung vorbereitet werden. Die Gebete um Priesterberufe wurden für die Gemeinde dringend empfohlen. Die Lebendigkeit der Kirche, die Erfüllung ihrer Aufgaben, schien ganz an die Tatsache vieler guter Priester gebunden zu sein. Auch der auf der Würzburger Synode verabschiedete theologisch qualifizierte Text über die „Pastoralen Dienste“ formulierte: Es gibt in Wahrheit keine priesterlose Gemeinde. Und das wurde auch plausibel begründet: Ohne Eucharistie kann keine Gemeinde existieren, und die Eucharistie ohne Priester ist

nicht möglich. Die Betonung von Amt und Sakrament ließ die anderen Grundelemente einer christlichen Gemeinde wie *Communio*, Diakonie, Wortverkündigung ungehörlich zurücktreten. Aber in unserer pastoralen Praxis verspürten wir das Defizit. Die Entwicklung in der Theologie, besonders der Bibelwissenschaft, und die tiefgreifenden Veränderungen in der Gesellschaft stellten neue Anforderungen an unseren priesterlichen Dienst, denen wir von unserer Ausbildung und Einstellung her nicht gewachsen waren. Neue pastorale Aufgaben kamen in den Blick; so konnte z. B. der Religionsunterricht nicht nur kraft der Autorität des Amtes gut gegeben werden, er forderte qualifizierte pädagogische Fähigkeiten; viele von uns scheiterten an der Schule und erlitten Schaden an ihrem Selbstbewußtsein. Die Beichte wurde zunehmend nicht mehr gesehen als eine in Vollmacht des Amtes gegebene Vergabung, auch die anthropologischen Aspekte meldeten sich unüberhörbar. Gesprächsfähigkeit schien gefordert; und die fehlte uns oft. Die Bedeutung der modernen Wissenschaft und ihre Anwendung in der Praxis des Lebens verlangten eine theologische Verarbeitung, die aus der bisher gegebenen scholastischen Dogmatik und Moral und der mangelhaften Exegese uns nicht vermittelt war. Aus diesen Mängeln erschien deutlich eine Überforderung, die für manche Anlaß zur Resignation wurde.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, spirituell und pastoral die Spannung zwischen diesen Elementen im Priesterbild aufzuarbeiten: zwischen der Betonung des Sakramentalen und der human-gesellschaftlich geprägten Seelsorge. Eine neue Orientierung tat not.

3. Orientierung und Krise durch das Konzil

Das Konzil und die unmittelbar nachkonziliare Zeit schufen solche Orientierung, aber sie bewirkten auch eine begreifliche Krise. So sei an die Tatsache erinnert, daß in der Wende von den 60er zu den 70er Jahren eine bisher nicht erlebte Flut von Laisierungen erfolgte und die Zahl der Priesteramtskandidaten bei uns und in den meisten westlichen Ländern rapid zurückging. Das einheitliche, sakramental bestimmte, in die Kircheninstitution eingefügte Priesterbild wurde viel-

fach in Frage gestellt. Es entwickelte sich ein pluralistisches Bild vom Amt, bedingt durch biblische Aussagen über Amt und Charisma, durch die neue Überzeugung vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen, durch die Begegnung in der Ökumene und mit dem Amtsverständnis der Reformationskirchen. Die große Schar von Laien, die Theologie studierten und als qualifizierte Träger pastoraler Dienste in die Gemeinde kamen, stellte ebenfalls neu die Frage an das Amtsverständnis. Neben seiner traditionellen Bedeutung als Sakramentenspender sahen viele den Priester mehr als Verkündiger des Wortes (vgl. dazu Konzilsdekret über Dienst und Leben des Priesters, Art. 4), oder man betonte seine Diakonie im sozialen Bereich bis hin zum politischen Verständnis seiner Rolle.

Überforderung durch die Totalkompetenz des Priesters

Mir scheinen zwei Beobachtungen dabei von besonderer Bedeutung zu sein, die Erscheinungen von Überforderungen bedingen: Die eine sehe ich darin, daß man wegen der Integration der verschiedenen pastoralen Aufgaben die Rolle des Priesters als Leiter der Gemeinde beschreibt; sie bestimmt alles Tun bis hin zu diakonalen und verwaltungsmäßigen Aufgaben. Diese Vorstellung von der Gemeindeleitung ist nicht neu. Aber sie hat erhebliche neue Bereiche erhalten. Es entwickelte sich dabei eine Totalkompetenz des Pfarrers; diese wurde durch das neue Kirchenrecht bestärkt. Wenn etwa im Can. 536 des CIC der Pfarrer als Leiter des „Pastoralrates“ bestimmt wird und Laien in der Gemeinde nur „mitarbeiten“ dürfen, ohne aber eine Entscheidungskompetenz zu haben. Ebenso unterliegt nach dem CIC (Can. 532 und 537) die Verwaltung des Vermögens der Zuständigkeit des Pfarrers (bei uns modifiziert durch die staatlich geforderte Stellung des Kirchenvorstandes). Hier verspüre ich einen Mißstand. Denn mit dem Vorsitz im Kirchenvorstand in all seinen Aufgaben ist in vielen Gemeinden auch die Mitgliedschaft, ja der Vorsitz in Kuratorien oder anderen Gremien kirchlicher Einrichtungen verbunden. Das verlangt einen Sachverstand angesichts der immer komplizierter werdenden Verwaltungs- und Leitungsauf-

gaben. Aber weder die Bischöfe noch die meisten Pfarrer wünschen hier eine Änderung, auch wenn sie über die Lasten stöhnen. Bedeutet doch diese Stellung Einfluß und trägt sichtbare Frucht. Den gelungenen Bau eines Kindergartens kann ich sichtbar vorführen, aber nicht, wenn ich einem Menschen durch viel Zuwendung und aufgebrauchte Zeit zu einem friedlichen Sterben verholfen habe; die Errichtung eines modernen Gemeindezentrums kann ich deutlicher belegen als die Bekehrung eines heutigen Agnostikers. Die hier entstehende Überforderung haben die Pfarrer sich selbst zuzuschreiben; man kann nur eines fordern: schnelle Entflechtung dieser Verwaltungsaufgaben von den pastoralen Diensten und die Übergabe an befähigte andere Gläubige in der Gemeinde. Solchen Aufgaben sollten sich Priester in Zukunft immer mehr verweigern. Hier wäre eine erhebliche Überforderung klar abzubauen.

Überforderung durch Seelsorge als Dienstleistung und durch Diakonie

Die zweite Überforderung in der neuen Entwicklung sehe ich in der biblisch zu Recht begründeten Beschreibung aller pastoralen Tätigkeiten als Diakonie. Diese wird spirituell getragen etwa von dem Pauluswort „Allen alles werden“ (vgl. 1 Kor 9, 22). Wie wirkt sich das im einzelnen aus? Viele am Rande des kirchlichen Lebens stehende Gläubige sehen den Priester wie einen Angestellten in einem modernen Dienstleistungsbetrieb. Sie haben durch Mitgliedschaft und Entrichten von Steuern ein Anrecht auf geistliche und pastorale Leistung, wenn sie dazu ein Bedürfnis verspüren. Es ist positiv zu werten, wenn unsere Hörer einen höheren Anspruch an die Auslegung des Wortes Gottes richten. Die sakramentalen Dienste können nicht nur rituell vollzogen werden, sie müssen vielmehr in katechetische Vorbereitung und homiletische Gestaltung eingebettet werden. Diese Formen der Diakonie müssen aber unlöslich verbunden bleiben mit greifbarer Zuwendung zu den konkret Leidenden in der Gemeinde und darüber hinaus auch zu den Armen und Unterdrückten in der Welt. Die Ökumene gehört nach der Synode zum neuen Lebensstil einer Gemeinde. Die neuen Gremien und pastoralen Mitarbeiter verlan-

gen aus gutem Grund nach Gespräch und Kommunikation. Geistliche Vertiefung und theologisch-pastorale Weiterbildung sind nicht mehr wegzudenken. Kann es uns dann wundernehmen, wenn Gläubige sagen: Unser Pfarrer ist überlastet? Er kann ja keine Zeit haben, mich in Ruhe anzuhören. Dazu kommt eine erhebliche Spannung, die wir im Augenblick nicht ändern können: Unsere Kirche in der BRD steht in einem Umbruch, den die Kirche der DDR zum Teil schon vollzogen hat: Die Gesellschaft bewegt sich auf eine zunehmend profane Gestalt zu, in der Religion für die meisten ein Randphänomen in der pluralistischen Orientierung darstellt. In diesem Übergang erwarten auf der einen Seite viele, ja man muß sagen, allzu viele, einmal negativ formuliert, den religiösen „Service“, und wir können uns ihnen aus unserem Amt heraus nicht verweigern. Auf der anderen Seite aber sollten wir kraftvoll mitwirken, eine Gemeinde aufzurichten, die in einer Minderheitensituation leben kann, dabei geistlich, missionarisch und gesellschaftlich wirksam wird. Das verlangt von uns Priestern und den anderen Trägern der Pastoral Phantasie, Zeit und Aufwand.

4. Einige Hinweise, um mit dieser Überforderung zu leben

a) Viele für grundlegend gehaltene pastorale Tätigkeiten sind verschwunden oder erheblich geringer geworden. Wieviel Zeit haben wir z. B. nicht aufgewandt für die unzähligen Beichten? Wie fruchtbar mag das wohl gewesen sein? Diese Bußpraxis ist in den meisten Gemeinden auf ein Minimum gesunken (dabei soll der Wert der persönlichen sakramentalen Beichte nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden). Bei dieser Erfahrung mag deutlich werden, wie manche Dienste relativiert wurden. Könnte uns das nicht zu der Überzeugung führen, daß wir uns mit all den pastoralen Aufgaben nicht allzu wichtig nehmen sollten? Christus selber leitet in seinem Geist doch die Gemeinde. Natürlich kann solche Feststellung auch als Alibi für pastorale Faulheit dienen. Aber es bleibt doch dabei: „Wirf Deine Sorge auf den Herrn“, auch in der Pastoral.

b) Das Konzil hat den Blick für die Gemeinde des Neuen Testaments eröffnet. Da erken-

nen wir, daß neben der umfassenden Bedeutung der Apostel (bes. Paulus und Petrus), die in ihrer entscheidenden Funktion als Zeugen der Auferstehung ohne Nachfolger bleiben, ein Amt mit einer Totalkompetenz nicht zu finden ist, sondern eine Vielfalt von Charismen; zu denen gehört auch das des Vorstehers (1 Kor 12, 28). Es gilt, ernst zu machen mit dem Konzilsgedanken, daß die Gemeinde als ganze Trägerin ihres Heilsauftrages ist. Das könnte uns motivieren, die Gestalt einer priesterzentrierten Gemeinde zu überwinden. Das hat der bekannte Kardinal Lorscheider, Erzbischof von Fortaleza in Brasilien, wiederholt so ausgedrückt, daß er nicht seine Hauptsorge darauf richtet, möglichst viel Kandidaten ins Priesterseminar zu schicken, sondern priesterliche Gemeinden zu gründen, von denen er hofft, daß daraus die notwendigen Dienste entstehen. Und das sagt er angesichts der Tatsache, daß das Verhältnis von einem Priester zu den Gemeindegliedern etwa 1:10.000 ausmacht. Es gehört nun zu den schönsten pastoralen Erfahrungen bei uns, daß wir engagierte und gut ausgebildete Mitarbeiter haben und viele Mitglieder der Gemeinde sich aktiv auf verschiedenen Feldern der Gemeindegemeinschaft verwenden. Wir sollten ihnen viel Vertrauen schenken, und das bedeutet natürlich immer auch ein Wagnis und zugleich ein Aufgeben mancher liebgewordener Zuständigkeiten.

c) In seinem lesenswerten kritischen Buch „Dabeibleiben oder Weggehen“ (Kösel 1989) hat der Pastoraltheologe Ottmar Fuchs im letzten Kapitel die Überforderung der pastoral Verantwortlichen in den Gemeinden angesprochen. Er plädiert darin für eine „Pastoral der Leere, die einzige Chance, uns unsere Betriebsamkeit und alltäglichen Zwänge nehmen zu lassen“ (S. 127), ohne sich dabei wirklichkeitsfremd den anstehenden Verpflichtungen pauschal zu entziehen. Es gibt eine Spiritualität der Verweigerung, die sich biblisch orientiert an der Praxis Jesu und seiner Boten, die neben dem Wandern, Heilen und Predigen auch das Essen, Trinken und Ausruhen in den Häusern sehr wohl kannten. Freilich bedürfen wir des Gesprächs untereinander und echter Teamarbeit, Schwerpunkte für die Tätigkeit zu setzen und Verweigerungen zu ermöglichen.

d) Der Erfahrung von pastoraler Überforderung wird man vielleicht noch in einer anderen Weise begegnen können, die ich nicht so leicht aussprechen kann und für die ich keine Praxis zu vermitteln vermag. Ich tue das mit einem Vergleich mit der Bergpredigt: Sie stellt für jeden Gläubigen eine klare ethische Überforderung dar, aber unter dem Blick erfahrener und geschenkter Zuwendung Gottes, unter der Verheißung der Seligpreisungen, erscheinen die Bürde und Last „leicht“ (vgl. Mt 11, 27–30). In Analogie dazu möchte ich sagen: Wer die Gemeinde wirklich liebt, wer die suchenden, fragenden und leidenden Menschen zu sehen vermag, wem eine lebendige Eucharistie mit gläubigen Menschen eine Kraft wird, der weiß: der Dienst am Evangelium ist einfordernd, kostet viel, verlangt einen Preis von uns, aber er erfährt das nicht wie eine Überforderung, sondern wie eine Freude. Das verhindert auch, daß ein Priester wie ein überhasteter Manager wirkt.

Herwig Karzel

Streß in der Sicht des evangelischen Pfarrers

Der ehemalige Pfarrer, Leiter des Predigerseminars und Linzer Superintendent beschreibt im folgenden den Wandel, den er als Mensch und als Amtsträger erlebt hat, und die gesellschaftlichen Einflüsse, die auf ihn und auf die ganze Kirche eingewirkt haben. Dieser Lernprozeß beinhaltet je spezifische Streßsituationen, in die gerade jene Seelsorger hineingeraten, die sich den neuen Gegebenheiten und Anforderungen immer wieder stellen. red

Eine wissenschaftliche Untersuchung vorzulegen, inwiefern und aus welchen Ursachen auch der evangelische Pfarrer Streßerscheinungen in seiner persönlichen Amtsführung feststellen muß, würde mich überfordern. Deswegen habe ich mich entschlossen, Erlebnisse und Beobachtungen aus meiner ei-